

Gedanken über Afrikas Zukunft

Autor(en): **Jenny, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **51 (1971-1972)**

Heft 7: **Was soll aus Afrika werden? : Ein Kontinent auf der Suche nach seiner Zukunft**

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und er weiss ausserdem, dass dieses Sprichwort wiederum gleichnishaft bedeuten soll: Du glaubst, dass Schango sich über dich ärgert, aber in Wirklichkeit meint er gar nicht dich, sein Verhalten ist einfach die Art und Weise, wie der Donnergott sich gibt.

So schliesst die modernste Dichtung den Kreis und übernimmt die typischsten Stilmittel der Tradition. Sie ist, wie die Négritude forderte, zu den Quellen zurückgekehrt. Dabei aber hat sie neue moderne Kunstformen geschaffen, denn so wenig es in der Tradition ein profanes Theaterspiel gab, so wenig gab es so etwas wie eine Yoruba-Volksoper. Durch die Begegnung mit der westlichen Kultur hat die afrikanische Dichtung zu neuen, grösseren Formen gefunden, ist weltläufig und exportierbar geworden und ist doch in ihren besten Erzeugnissen ihrem eigenen Stil treu geblieben.

HANS JENNY

Gedanken über Afrikas Zukunft

Ein Europäer, der mit einem Afrikaner in Kontakt kommt, findet es durchaus natürlich, dass er sich mit ihm in einer europäischen Sprache, meist Englisch oder Französisch, unterhalten kann. Selbstverständlich trägt dieser Schwarze einen westlichen Anzug. Nach dem Egalitätsdenken besteht zwischen Schwarz und Weiss, abgesehen von einer unterschiedlichen Intensität der Hautpigmente und einigen anderen somatischen Äusserlichkeiten überhaupt kein Unterschied. Eine allenfalls festgestellte andere Mentalität wäre lediglich Restbestand eines veralteten Erziehungssystems.

Die Tünche der Kolonialzeit

Nur wenige, die so denken, machen sich darüber Gedanken, wie kurz eigentlich die Frist war, die Afrika zur Verfügung stand, um «zivilisiert» zu werden. Abgesehen von der flüchtigen Berührung der portugiesischen Seefahrer mit der Küstenbevölkerung, den darauf folgenden Sklavenexporten und den ersten Missionierungsversuchen, dauerte die eigentliche kolonisatorische Durchdringung Afrikas nur 75 Jahre. Die Aufteilung des ganzen Kontinents (mit Ausnahme von Liberia und Äthiopien) unter sieben euro-

päische Mächte und die Türkei erfolgte an der Berliner Konferenz im Jahre 1885. Die Kolonialzeit ging 1960 zu Ende. Das ist eine enorm kurze geschichtliche Epoche. Aber sie genügte offenbar, um in Afrika die traditionellen Gesellschaftsformen, die tribalistische Lebensweise der Schwarzen und ihre geschlossene Hauswirtschaft aufzulösen. Albert Schweitzer hat einmal in richtiger Erkenntnis der Lage gesagt, dass die Unabhängigkeit der Primitiven in dem Augenblick verloren gegangen sei, als das erste Boot der Weissen mit Schiesspulver, Rum oder Stoffen eintraf.

Es wird oft verkannt, dass mit der Zerstörung der alten Stammesordnung, mit der Aushöhlung des Ahnenglaubens und mit dem Verstummen der Trommeln noch keine neue Welt für die Schwarzafrikaner erschlossen wurde. Auto, Television und Jet-Flugzeug schufen zwar Kontakte zur westlichen Welt, aber keine geistige Basis. Altes ging verloren, Neues wurde kaum integriert, das Denken erfuhr keine Umwandlung. Die westliche Zivilisation blieb vielfach Tünche.

Westminster-Ideal als vermeintliches Vorbild

Durch falsche, aus der Aufklärung übernommene Vorstellungen über die Gleichheit aller Menschen oder aus Kollektivscham über die Missetaten ihrer Vorfahren haben die Europäer dem afrikanischen Ruf nach Befreiung von der Kolonialherrschaft fast überall kampflos nachgegeben. Vielfach wurde diesem Zerfall des Herrschaftswillens in Europa noch durch die Meinung Vorschub geleistet, die afrikanischen Politiker würden in den unabhängig gewordenen Staaten nach dem Westminster-Ideal der parlamentarischen Demokratie regieren.

Anlass zu solchem Optimismus gab vor allem die Erziehung der schwarzafrikanischen Elite in Missionsschulen und an westlichen Universitäten. Selbst Revolutionäre, die wegen subversiver Tätigkeit Gefängnisstrafen zu verbüßen hatten, erlangten nach ihrer Entlassung rasch wieder das Vertrauen der Kolonialbehörden, sobald sich die Vox populi durch vermeintlich freie Wahlen für ihre Sache entschieden hatte.

Das typische Beispiel ist die Goldküste, wo der charismatische aber auch demagogische Politiker Kwame Nkrumah mit dem Segen des Gouverneurs und des Colonial Office zum ersten Regierungschef des Staates Ghana ernannt wurde, obwohl besonnene Männer wie Dr. Danquah und der heutige Premier Professor Kofi Busia dringend warnten. Diese Oppositionspolitiker kannten besser als die unter dem Einfluss des «Wind of Change» handelnden Engländer die verhängnisvollen Folgen einer zu frühen Unabhängigkeit. Aber als Vertreter traditioneller Kräfte standen sie nach Ansicht der Kolonialmacht im falschen Lager und verdienten daher kein Gehör.

Zehnjahresbilanz der Unabhängigkeit

Heute, nach gut zehn Jahren Unabhängigkeit der meisten afrikanischen Gebiete, sind wir in der Lage, eine erste Zwischenbilanz zu ziehen. Von den 49 afrikanischen Territorien waren nach dem Zweiten Weltkrieg vier (Südafrika, Äthiopien, Liberia, Ägypten) unabhängig. Bis 1960 gelangten 24 ehemalige Kolonien oder Protektorate zur Entlassung aus europäischer Bevormundung. Ihnen folgten in den sechziger Jahren 14 weitere Unabhängigkeits-Erklärungen. Von Europäern regiert oder kontrolliert werden zurzeit noch die portugiesischen Überseeprovinzen, die Spanische Sahara, Französisch-Somaliland, Südwestafrika und Rhodesien.

Was ereignete sich in den 38 afrikanischen Ländern, die zwischen 1951 und 1968 selbständig wurden? Für einen Anhänger westlich-demokratischer Regierungsformen ist die Entwicklung nicht sehr ermutigend. Ein Land nach dem andern hat entweder die Verfassung, die ihm die Kolonialmacht hinterliess, geändert oder durch Staatsstreich die demokratische Regierungsform aufgelöst. Vielfach wurden dabei die traditionellen Königs- oder Häuptlings-Institutionen zerschlagen, ohne dass es zur Bildung einer neuen Führungsschicht auf demokratischem Wege kam. In den meisten schwarzafrikanischen Ländern verblieb als letzter realer Machtfaktor das Militär.

Wir können uns das Aufzählen der Regierungsumstürze, Revolutionen, geglückter und missglückter Mordanschläge ersparen. Die Liste ist lang und nicht unblutig. Innere Wirren und Bürgerkriege waren ebenso zahlreich. Die Sezession des Katanga führte zur Intervention der UNO und in den nachfolgenden Jahren befanden sich grosse Teile des Kongo in einem bürgerkriegsähnlichen Zustand. Kamerun erlebte den Aufstand des Bamileke-Stammes, Nigeria die Sezession der Ibo und einen daraus resultierenden zweieinhalb Jahre dauernden blutigen Ausrottungskrieg. Im Süden des Sudan, wo ebenfalls zeitweise genozid-ähnliche Zustände herrschten, wird seit acht Jahren gekämpft. Die Republik Tschad hatte sich Guerillas aus dem Norden zu erwehren, in Äthiopien kämpften aufständische Eritreer und Somali. In Angola, und Moçambique geht der Guerilla-Krieg auf zehn Jahre zurück. In Portugiesisch-Guinea herrscht Kleinkrieg, während Sekou Touré sich dauernd von Überfällen bedroht fühlt. Zeitweise ereignen sich auch in Malawi, Rhodesien und Südwestafrika Terrorakte.

Doch sollte bei all diesen negativen Momenten auch der positiven Seite gedacht werden. Einige dieser neuen Staaten weisen seit 1960 eine erstaunliche Stabilität auf. Von fünfzehn ehemaligen französischen Herrschaftsgebieten stehen in acht Nachfolgestaaten seit der Gründung dieselben Präsidenten an der Spitze.

Es zeigt sich, dass unter allen bisherigen afrikanischen Regierungsformen

das Präsidialsystem oder die Militärdiktatur die grösste Stabilität aufweisen. In siebzehn afrikanischen Staaten regieren zurzeit Präsidenten in mehr oder weniger autoritärer Form. Zu den profiliertesten Persönlichkeiten zählen Senghor, Houphouët-Boigny, Tsiranana, Kenyatta, Ahidjo und Banda. Sie herrschen meist unumschränkt und zwar dank ihrer Persönlichkeit, ihrer hohen Intelligenz und ihrer Regierungskunst. Zu ihnen gesellt sich der Nestor der afrikanischen Führer, der greise Kaiser Haile Selassie, seit 1916 im Amt, seit 1928 Alleinherrscher.

Die politischen Rechte und die individuellen Freiheiten sind in Afrika seit der Unabhängigkeit wesentlich geringer als seinerzeit unter den europäischen Kolonialherren. In den meisten Staaten wird die Presse zensuriert, die Versammlungsfreiheit stark eingeschränkt und manchmal auch die Religionsfreiheit in Frage gestellt. Eine Ausnahme macht Ghana, wo der liberal gesinnte ehemalige Soziologieprofessor Kofi Busia, bestrebt ist, die parlamentarische Demokratie wieder zu beleben. Unter dem Druck der Verhältnisse war aber auch Busia gezwungen, einige hunderttausend arbeitslose Ausländer auszuweisen. Sollte ihm dennoch sein Experiment einer Westminster-Demokratie gelingen, so wäre dies die Ausnahme, die in Afrika die Regel bestätigt.

Man darf nicht vergessen, dass das Herrscherrecht in Afrika auf der religiösen oder manchmal sogar sakralen Bedeutung des Königs oder Häuptlings beruhte. Im Präsidialsystem überträgt der Schwarzafrikaner das Autoritätsprinzip vom Stammeshäuptling auf den Präsidenten als einem «Oberhäuptling», der eine respektable Verehrung genießt und vielfach auch von der grossen Mehrheit der Stammesfremden anerkannt wird.

Auf Grund der oben geschilderten Situation können einige Vermutungen über die Zukunft Afrikas gewagt werden. Die uns allen bekannten Vaterfiguren, die heute noch meist aus der ersten Generation stammen und an der Macht sind, stehen zwischen 60 und 70 Jahren, viele auch schon darüber. Es ist nicht sicher, ob ihre Ablösung immer so reibungslos verlaufen wird, wie beim kürzlichen Tod des langjährigen Präsidenten William Tubman von Liberia. Machtkämpfe der Epigonen, Umsturzversuche und Bürgerkriege sind daher auch in jenen Ländern nicht auszuschliessen, die heute noch als stabil gelten.

Marx ante portas?

Als der chinesische Ministerpräsident Tschou En-lai vor einigen Jahren Afrika besuchte, erklärte er abschliessend, dieser Kontinent sei reif für eine Revolution. Bedenkt man die ungeheuren Anstrengungen, die sowohl von Moskau

wie von Peking für die Errichtung kommunistischer Diktaturen gemacht wurden – angefangen von der Ausbildung Tausender von Afrikanern an den Hochschulen des Ostens bis zu den massiven Waffenlieferungen – so ist das Resultat bis heute recht dürftig ausgefallen. Nur in zwei kleineren Ländern, Sansibar und Kongo-Brazzaville, verfügen die Kommunisten über reale Macht. In Ghana und Uganda wurden Linksregierungen gestürzt. Im Sudan haben die Kommunisten in diesem Sommer nach einem missglückten Putschversuch eine schwere und blutige Schlappe erlitten. In Ägypten sind die Freunde Moskaus seit dem Tode Nassers mehr und mehr verdrängt worden.

Dennoch ist die Lage nicht ungefährlich. Die Sowjets beherrschen mit ihren militärischen Basen das östliche Mittelmeer, das untere Niltal und die Kanalzone. Die Chinesen brachten Tausende von Arbeitern für den Bau der Tansam-Bahn nach Ostafrika. Die Guerillas in Moçambique und Angola werden in den rückwärtigen Lagern von Offizieren aus den Ostblockländern geschult, wobei die Ideologie eine grosse Rolle spielt.

So ist ein weiteres Vordringen des Kommunismus nicht ausgeschlossen. Dennoch sind die Aussichten für die Errichtung marxistischer Diktaturen in Afrika nicht allzu gross. Ein Haupthindernis bildet die religiöse Einstellung und transzendente Empfindbarkeit der Afrikaner, seien sie Christen, Moslems oder Animisten. Ihr metaphysisches Weltbild steht im Gegensatz zum atheistischen Materialismus der marxistischen Lehre. Die Vorstellung einer Gemeinschaft der Lebenden und Toten innerhalb des Stammes, die Macht der Ahnen und die Abhängigkeit des Einzelnen von Totem und Tabu, die durch den Einbruch der Zivilisation keine Minderung erfuhren, bilden entscheidende Hindernisse für die Ausbreitung des Kommunismus.

Panafrika – eine künftige Grossmacht?

350 Millionen Menschen leben in Afrika. Würden sie sich zu einem einzigen Staat vereinigen, so wäre Panafrika neben China und Indien das drittgrösste Reich auf dieser Erde.

Der Traum von Panafrika geht bereits auf die Jahrhundertwende zurück. Sein Ursprung kommt nicht aus Afrika selbst, sondern aus dem karibischen Raum, wo die Nachkommen ehemaliger Negersklaven schon frühzeitig von einer Vereinigung aller Menschen schwarzer Hautfarbe träumten. Pioniere dieser Bewegung sind Edward W. Blyden, von der westindischen Insel St. Thomas stammend, Henry Sylvester Williams aus Trinidad, der später in London die erste panafrikanische Konferenz einberief, Marcus Aurelius Garvey aus Jamaica, der Nordamerikaner Dr. W. E. Burghardt DuBois und der in Trinidad geborene George Padmore.

An zahlreichen panafrikanistischen Kongressen wurden bis zum Zweiten Weltkrieg Resolutionen über die Befreiung und Einigung des Kontinents gefasst. In Kwame Nkrumah, dem ersten Regierungschef von Ghana, fand die Idee eines vereinigten Afrika den stärksten politischen Befürworter. Am 15. April 1958 konnte Nkrumah in seiner Hauptstadt die Vertreter von acht souveränen afrikanischen Staaten begrüßen. Im Mai 1963 nahm er an der Gründung der Organization of African Unity (OAU) in Addis Abeba teil.

Ist die OAU eine Vorläuferin zu einem vereinigten Afrika? Mitglied der Vereinigung sind sämtliche souveränen afrikanischen Staaten mit Ausnahme von Südafrika und Rhodesien. Die OAU hat in den acht Jahren ihres Bestehens jährlich eine Gipfelkonferenz der Staatsoberhäupter durchgeführt, zweimal im Jahr treffen sich die Aussenminister, und als ständiges Organ existiert in Addis Abeba ein Generalsekretariat. Es ist aber offensichtlich, dass diese lose Verbindung keine Ansätze für eine engere Organisation enthält, und sich folglich auch nicht mit der EWG vergleichen lässt. Trotz der pathetischen Betonung der Einigkeit und Solidarität kann die OAU nicht über ihre tiefgreifenden inneren Gegensätze hinwegtäuschen.

Die OAU war unfähig, den Biafrakrieg zu verhindern oder den inneren Wirren im Südsudan ein Ende zu setzen; sie war auch nicht in der Lage, den Kleinkrieg in Eritrea zu beenden oder zwischen den Somali und ihren Nachbarn über territoriale Ansprüche zu richten. Streit entstand über die Vertretung Ugandas und über den von Houphouët-Boigny vorgeschlagenen Dialog mit Südafrika, so dass an der letzten Gipfelkonferenz in Addis Abeba (21.–23. Juni 1971) nur noch zehn Staatschefs teilnahmen.

Der senegalesische Dichterpräsident, Léopold Sédar Senghor erklärte vor kurzem, der einzige «greifbare» Mythos, die einzige «moderne Ideologie», die die Probe des zwanzigsten Jahrhunderts bestanden habe, sei «die Ideologie der Nation».

Afrika wird auch in Zukunft aus 40 oder 50 Nationen bestehen. Angesichts der 700 Bantu- und Negersprachen, der unterschiedlichen Rassen, Kulturen und Zivilisationsstufen, braucht diese staatliche Aufgliederung nicht unbedingt bedauert zu werden. Denn gerade Afrika bietet uns den exemplarischen Beweis, dass nicht alle Menschen gleich sind.

Portugal und Südafrika

Eine grobe Gliederung Afrikas ergibt drei Subkontinente: den islamischen und teilweise arabisierten Norden mit hellhäutigen semitischen und berberischen Völkern; den subtropischen und tropischen Mittelteil südlich der Sahara mit Völkern und Stämmen schwarzer Hautfarbe und überwiegend

animistischer Religion, und den heterogenen Süden mit Bantu, Resten der einstigen Urbevölkerung khoisanider Rasse (Hottentotten und Buschmänner) und eingewanderten Europäern. Dieser Süden wird zum Teil durch die Herrschaft der Portugiesen, dem ältesten Kolonialvolk Europas, den seit über 300 Jahren ansässigen Buren (Afrikanern) und später hinzugekommenen Engländern, Deutschen und anderen europäischen Völkern geprägt.

Hier ist nicht der Ort, das vielschichtige Problem der «weissen Minderheitsregierungen» im südlichen Afrika zu diskutieren. Wenn wir uns aber mit der Zukunft Afrikas beschäftigen, so darf der Süden nicht unerwähnt bleiben. Die Voraussagen über eine baldige Kapitulation der Portugiesen in Angola und Moçambique, und eines blutigen Rassenkriegs in Südafrika, wie sie noch 1960 allgemein zu hören waren, haben sich nicht erfüllt. In jüngster Zeit scheint die einst geschlossene Front der schwarzafrikanischen Gegnerschaft gegen die weisse Vorherrschaft im Süden einer modifizierteren Einstellung zu weichen. Nicht nur die drei wirtschaftlich abhängigen ehemaligen englischen Protektorate, auch entferntere Länder wie Malawi und Madagaskar haben heute sowohl politische wie wirtschaftliche Bande mit Pretoria angeknüpft. Houphouët-Boigny's Ruf nach einem Dialog ist zwar von der OAU mehrheitlich abgelehnt worden.

Entscheidende Wandlungen im südlichen Afrika sind in den nächsten zehn Jahren zu erwarten. Aber sie werden aller Wahrscheinlichkeit nach trotz der von aussen gesteuerten Partisanenbewegung nicht kriegerischer, sondern evolutionärer Natur sein. Zentrifugale Tendenzen in den portugiesischen Übersee-provinzen sind denkbar, und in Südafrika die Verselbständigung der auf ethnischer Basis aufgebauten «Bantustans».

Bevölkerungsexplosion und Arbeitslosigkeit

Eine sachliche Analyse über die Zukunftsprobleme Afrikas führt zum Schluss, dass möglicherweise die Grenzfragen trotz der schwerwiegenden ethnischen Differenzen eher in den Hintergrund treten werden, und damit auch die politische Zerrissenheit, weil die elementaren Probleme aller Entwicklungsländer immer dringlicher nach einer Lösung rufen: Bevölkerungsexplosion, das Analphabetentum, Arbeitslosigkeit, Verstädterung.

Die grosszügigste Entwicklungshilfe mit den besten Fachkräften wird kaum in der Lage sein, diesen Problemen Meister zu werden, geschweige denn eine korrupte Führung und die Lethargie der Massen, wie sie sich zuweilen in afrikanischen Ländern breitmachen.

Bereits der Nachholbedarf Afrikas ist ungewöhnlich gross: Im Jahr 1960 hatte der schwarze Kontinent mit 81,5 Prozent relativ am meisten Anal-

phabeten in der Welt. (Europa 5,1, Nordamerika 2,9 Prozent.) Diese Tatsache besagt aber nichts über die potentielle Intelligenz der Schwarzafrikaner. Aber selbst wenn wir annehmen, dass diese nicht geringer ist als auf anderen Kontinenten, so bleibt immer noch ein entscheidendes Handicap: Intelligenz nützt nichts, wenn sie nicht zielstrebig eingesetzt wird, wenn nicht mit ihr gewisse Mindestforderungen für die Adaption moderner Zivilisation erfüllt sind: Disziplin und Durchhaltevermögen am Arbeitsplatz, Sinn für Organisation, diskursives Denken. Tausende von Schwarzafrikanern haben aus Europa und Amerika ihre Doktorhüte nach Hause gebracht, ohne ihr Wissen dem eigenen Land sinnvoll zu Verfügung zu stellen.

Später als in Südamerika und Ostasien, aber vermutlich mit derselben Intensität beginnt sich in Afrika das Geburtenproblem auszuwirken. Spektakuläre Erfolge sind auf dem Gebiet des Gesundheitswesens erzielt worden, was zu einer rasch ansteigenden Geburtenkurve und einem erheblichen Rückgang der Säuglingssterblichkeit führte. 1960 zählte Afrika 240 Millionen, 1970 bereits 350 Millionen Menschen. Bis zur Jahrtausendwende wird sich diese Zahl verdoppeln, und Afrika wird dann mehr Einwohner besitzen als heute die gesamte westliche Welt.

Können die Intelligenzreserven der gebildeten Schichten zur Behebung dieses Problems eingesetzt werden? Was die Schulbildung betrifft, so wäre es vielleicht möglich, bessere Verhältnisse zu schaffen. Aber die meisten schwarzafrikanischen Länder sind von einer allgemeinen Schulpflicht noch weit entfernt, und viele Kinder besuchen nicht länger als zwei bis drei Jahre die Grundschule. An den Universitäten sind jene Fächer, die zum politischen Aufstieg verhelfen, wie Jurisprudenz, Soziologie, Nationalökonomie, überbesetzt, während es an Studenten der Ingenieurwissenschaften mangelt. Afrikaner, die als Ärzte an europäischen oder amerikanischen Hochschulen ausgebildet werden, ziehen es vor, eine Anstellung im Lande ihrer Studien zu suchen, während umgekehrt weisse Missionsärzte im Busch nur deshalb ausharren, weil für sie kein Nachfolger gefunden wird. Ghana, Kamerun und andere Länder haben eine weit grössere Zahl an Medizinern im Ausland als auf ihrem eigenen Territorium.

Das schwierigste Problem, das Afrika zu lösen hat, ist aber die Zuwanderung in die Städte und die dort entstehende Massenarbeitslosigkeit. Dakar hat seine Bevölkerungszahl in zehn Jahren verdoppelt und soll in den nächsten zehn Jahren von 500 000 auf 1 250 000 ansteigen. Kinshasa, das frühere Léopoldville, zählte am Tage der Unabhängigkeit 420 000, heute bereits 1 300 000 Einwohner. Die Bevölkerung Accras stieg in 40 Jahren von 70 000 auf 550 000.

Die Beschaffung von Arbeitsplätzen für die aus der Schule entlassenen Jugendlichen ist das Problem Nummer eins. In vielen zu rasch gewachsenen

Städten Afrikas beträgt die Arbeitslosigkeit einen Viertel bis die Hälfte der arbeitsfähigen Bevölkerung. Dank der immer noch vorhandenen Stammes-solidarität herrscht trotz dieser prekären Zustände noch kein ausgesproche-ner Hunger. Was kann sich aber in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren ereignen?

Kontinent der unbeschränkten Möglichkeiten?

In Zusammenarbeit mit einem Heer europäischer und amerikanischer Ent-wicklungshelfer und bei richtigem organisatorischem Einsatz des schwarzen Arbeitspotentials verbleiben doch einige Hoffnungen. Trotz der bereits er-stellten Grosskraftwerke (Assuan, Volta, Kariba) sind die hydraulischen Re-serven der afrikanischen Flüsse noch kaum beansprucht. Neue Grosskraft-werke entstehen in den nächsten Jahren am Sambesi (Cabora Bassa) am Kunene (Ruacana) und am Oranje (Verwoerddamm). Die grösste Energie-reserve – vermutlich der ganzen Welt –, das Kongobecken, ist noch kaum pro-spektiert worden.

Nicht nur Südafrika, auch zahlreiche andere afrikanische Länder verfü- gen über erhebliche Rohstoffreserven. Dort, wo Kupfer, Kautschuk, Dia- manten, Eisenerz, Bauxit oder Erdöl zur Ausfuhr gelangen, kann mit einer stetigen Steigerung des Sozialprodukts über die Geburtenrate hinaus gerech- net werden. Dort, wo durch eine grosszügige (und nicht eng nationalistische) Wirtschaftsplanung den ausserafrikanischen Technikern und Unternehmern Entfaltungsmöglichkeiten bleibt, wie etwa an der Elfenbeinküste, sind die Aussichten ebenfalls günstig.

Rohstoff- und energiearme Länder, deren Regierungen mit Sozialisie- rungsexperimenten den Mangel an eigener Unternehmerinitiative auszuglei- chen versuchen, haben allerdings in den nächsten Jahren keine verheissungs- volle Zukunft zu erwarten.

Die Zukunft Afrikas dürfte daher von Land zu Land die unterschied- lichsten Resultate bringen, den einen Fortschritt, den andern Stagnation und Niedergang. Und zur gleichen Zeit werden die Afrikaner versuchen, die Herausforderung der westlichen Zivilisation in ihre eigene Welt der Ahnen und Geister zu integrieren. Noch steht aus, ob ihnen dies gelingen wird.